

Wochenblatt für Wilsdruff

Beilage zu Nr. 136.

Mittwoch, den 19. November 1902.

Zum Bußtag.

(Nachdem verboten.)

Die Bußtagsglocken, ernst und dumpf,
Sie schallen durch die Lande,
Sie fragen Dich, ob sich Dein Herz
Von seinem Gotte wandie?
Hast Du des treuen Vaters Haus
Nicht freudig längst gemieden?
Nun wanderst Du in Nacht und Graus
Und ohne Glück und Frieden!

Wie selig war der Kindheit Traum
Am treuen Elternherd!
Du wußtest nichts vom Trug der Welt,
Von Sünde, Schuld und Schmerzen.
Ein Paradies voll Seligkeit
War in Dir aufgegangen —
Längst schwand dahin die gold'ne Zeit
Mit Deiner Jugend Frangent!

Nun suchst Du wohl im Weltgewühl
Des Herzens stillen Frieden;
Doch wisse: hier ist nimmermehr
Dir solches Glück beschieden!
Zurück, zurück in's Vaterhaus!
An's Vaterherz, das treue!
Hier weine Deinenummer aus
In göttlich sel'ger Reue!

Hörst Du der Bußtagsglocken Klang?
Nannst ihren Ton Du deuten?
Wohl klingt er ernst, doch kündigt er
Dir Freuden über Freuden!
Das Vaterhaus, das Vaterherz
Erklingt er irren Sündern
Und weiß sie liebend heimathwärts,
Macht sie zu Gotteskindern!

Zweimal verwaist.

Novellette von Edmund Handke.

(Nachdem verboten.)

Ein heißer Sommertag neigt sich seinem Ende zu; kein Lüftchen regt sich, und fernher tönt das Rollen der letzten einfahrenden Erntewagen.

Die Strahlen der scheidenden Sonne lassen Alles wie in flüssiges Gold getaucht erscheinen, sie werfen zitternde Reflexe auch in jenes Zimmer des weitläufigen Schlosses, wo ein einsamer Mann am Fenster steht und sinnenden Auges in den Park hinablickt.

Der eigenartige Hauber des zur Rüste gehenden Tages hat auch den Grafen Eberhard Wredow in seinen Mann gezogen, eine träumerische Stimmung war über den sonst so energischen thatkräftigen Mann gekommen. Unwillkürlich flogen seine Gedanken in die jüngste Vergangenheit zurück, die schweres Leid über das sonst so ruhig-freiliche Haus gebracht.

Mit dem ins Land ziehenden Frühling war das schwache Lebenslicht der seit langen kranklichen Gräfin, der Mutter Eberhards, erloschen, und schon nach wenigen Wochen stand dieser auch an der Leiche der Gattin. Ein hiesiges Fieber, die Folge einer nicht beachteten heftigen Erkältung hatte sie hinweggerafft.

Es war eine ruhige, auf gegenseitiger Achtung gegründete Ehe gewesen, die der Tod hier mit rauher Hand gelöst. Das Herz hatte nicht mitgesprochen, als Graf Eberhard einst um die Hand seiner Base zweiten Grades anhielt; es galt lediglich einen Wunsch der beiderseitigen

Familien zu realisieren. Mit der Zeit hatte sich dann ein Gefühl kameradschaftlicher Zusammengehörigkeit zwischen den beiden Gatten herausgebildet, weit entfernt von jeder aufregenden Leidenschaftlichkeit.

Das äußere Leben auf Schloß Wredow war durch den Tod der jungen Herrin fast unberührt geblieben. Um das Getriebe des Haushalts hatte sich die Verstorbene nicht sonderlich gekümmert, wußte sie doch Alles in guten Händen und die Sorge für seine beiden Söhne im Alter von fünf und drei Jahren hatte Graf Eberhard einer Erzieherin anvertraut, die ihn von einer befreundeten Familie in der Hauptstadt warm empfohlen worden war.

Wohl betrauerte der Graf die Heimgegangene aufrichtig, aber mit dem Schmerz des trostlosen Gatten hatte diese Empfindung wenig gemein. Er gedachte ihrer eben wie eines guten Freundes, dessen Tod wohl in alte liebgewonnene Verhältnisse während eingreifen, diese aber auf die Dauer nicht erschüttern kann.

Die Haupt Sorge wandte sich jetzt seinen beiden Knaben zu, deren körperlichem und geistigem Wohl er jetzt erheblich mehr Aufmerksamkeit zuwenden mußte als früher. Wenn er aber auch seine Ruben zärtlich liebte, zum Pädagogen war Eberhard Wredow nicht geboren. Es bedeutete daher eine große Erleichterung für ihn, als er diese verantwortungsvolle Pflicht zum größten Theile in die Hände der Erzieherin legen konnte.

Graf Wredow schätzte sich glücklich, daß seine Wahl auf Magda Falk gefallen war und daß diese sich bereit erklärte, den verwahrlosten Kleinen die Mutter zu ersetzen. Denn sie nahm es sehr ernst mit ihrer Pflicht. Durch ihr liebevolles Entgegenkommen, ihre sanfte, sympathische Stimme wußte sie die Herzen der Kinder vom ersten Tage ab zu gewinnen und das innige Verhältnis vertiefte sich noch, als Magda ihre kleinen Pflänzlinge näher kennen gelernt und ihre Eigenheiten studirt hatte.

Obwohl nicht direkt auf ihren jetzigen Beruf vorbereitet, hatte Magda Falk in ihrem kinderbegünstigten Elternhause hinreichend Gelegenheit, sich im Umgang mit den Kleinen zu üben und ihre geübte wissenschaftliche Bildung befähigte sie, auch den weitergehenden Ansprüchen gerecht zu werden. Als ihr Vater, ein höherer Justizbeamter, dann plötzlich starb und die Seinen in bescheidenen Verhältnissen zurückließ, ergriff Magda mit Freuden die Gelegenheit, etwas zur Unterstützung der Abrigen beitragen zu können.

Die Kinder hingen mit schwärmerischer Liebe an ihrer Tante Magda; die sonst so ungeberdigen Knaben folgten jedem Blick ihrer Augen. Es gab wohl überhaupt im ganzen Schlosse Niemand, der dem jungen Mädchen nicht von Vorgen zugehen gewesen wäre.

Auch Graf Eberhard hatte sich schon öfters ertappt, wie er mit bewundernden Blicken der schlanken biegsamen Gestalt gefolgt war. Wenn er jedoch in seinen Anmerkungen, die er dem jungen Mädchen spendete, unwillkürlich einen wärmeren Ton anschlug, dann ließ ihn ein erkaunder Blick aus den feuchtschimmernden blauen Augen oft mitten im Satz abbrechen.

Eine seltsame Unruhe war über den sonst so gefestigten Mann gekommen. Mit aller Kraft wandte er sich den seit längerer Zeit vernachlässigten Arbeiten zu, um in angestrengter Thätigkeit das seelische Gleichgewicht wieder

zu erlangen. Doch vergebens. Ueberall sah er einen blondlockigen Mädchenkopf vor sich, glaubte die blauen Augen wie in scheuer Frage auf sich gerichtet.

In dieser Stimmung pflegte er dann wohl das Kinderzimmer aufzusuchen und sich an dem munteren Treiben der Kleinen zu ergötzen. Aber es schien ihm dann, als ob Magda in seiner Gegenwart ihre reizende Unbefangenheit verlore. Die eigenartige Schen, die sich ihrer sichtlich bemächtigte, ließ allmählich die ausgelassene Fröhlichkeit verstummen.

Seitdem wurden die Besuche des Grafen im Kinderzimmer seltener, man sah sich nur bei den gemeinschaftlichen Mahlzeiten. Um so mehr nahm er jedoch jede sich ihm bietende Gelegenheit wahr, Magda ungesehen zu beobachten.

Auch jetzt hat er wieder seinen Beobachtungsposten am Fenster seines Arbeitszimmers eingenommen, weiß er doch, daß Magda um diese Zeit von dem täglichen Spaziergange heimzukehren und dann noch einige Minuten mit den Knaben in den Gängen des Parkes herumzutollen pflegt.

Schon schimmern die hellen Kleider des ungetrennlichen Kleeblatts durch das dämmerige Grün, als plötzlich lautes Geräusch vom Wirtschaftshof herüber sah die abendliche Stille unterbrach.

Kühnlos vom schnellen Lauf kam ein Knecht herbeigekürzt und rief schon von Weitem:

Um Gottes Willen retten Sie sich, der große Hofhund drüben ist plötzlich toll geworden! Er hat die Kette zerissen und rast jetzt im Parke umher!

Er hatte noch nicht ausgesprochen, als das wüthende Thier auch schon aus dem Gebüsch hervorschoß und auf die ihm zunächst stehenden Kinder los stürzte.

Doch bevor sich Jemand von dem lähmenden Entsetzen erholt hatte, welches der furchtbare Anblick verbreitete, hatte sich Magda mit Gedankenschnelle zwischen ihre bedrohten Pflegebefohlenen und die wuthschäumende Bestie geworfen und ein ungleicher, entsetzlicher Kampf entspann sich. Die Verzweiflung verlich dem jungen Mädchen Miesekräfte, krampfhaft gruben sich ihre Finger in das zottige Fell des Hundes.

Graf Eberhard hatte einen Hirschfänger von der Hand gerissen und sich mit einem Satz aus dem Fenster geschwungen. Im nächsten Augenblick war er auf dem Kampfplatz angelangt und ein wohlgezielter Hieb spaltete dem Thiere den Schädel.

Es war jedoch auch die höchste Zeit, denn dem heldenmüthigen Mädchen schwanden die Kräfte und aus vielen tiefen Wunden blutend sank es ohnmächtig zu Boden.

Erschüttert kniete der Graf an ihrer Seite, beugte sich über sie und rief in verzweifelterm Schmerz: „Sie stirbt! O mein Gott, sie stirbt!“

„Holt Aerzte!“ herrschte er dann wie sich bestimmend den rastungslos dabei stehenden Knecht an, „nehmt die besten Pferde und schaut sie nicht!“

Von Neuem beugte er sich über die noch immer wie leblos Daliegende. „Magda, liebe Magda, schlage doch noch ein einziges Mal die Augen auf!“

Da flog ein Zucken über das blasse Gesichtchen, die Lider hoben sich und mit leiser Stimme sagte sie:

„Ist es wahr, bin ich Ihre liebe Magda?“

Antonie.

Roman von H. v. Schreibershofen.

27

Antonie zeigte so viel Selbstbeherrschung und Verständnis für ihres Vaters Wünsche, wußte ihn so richtig und schonend zu behandeln, daß er sich unter ihrer Pflege überraschend schnell erholt. Melanies Gegenwart hatte ihn erregt und, wie man jetzt sah, seinen Zustand verschlimmert. Auf seinen eigenen Wunsch ward die graue Schwester sehr bald entlassen, er wollte ganz allein mit Antonie sein, die ihm in dieser Zeit unbeschreiblich nahe kam. Diese Wochen prägen sich ihr sehr tief ein; sie meinte erst jetzt zu wissen, wie lieb sie ihren Vater habe, und fühlte mit unaussprechlicher Freude, daß auch er sie täglich mit innigerer Liebe umfing.

Oft sprach er von seinem baldigen Tode, bis sie ihn unter heißen Thränen beschwor, ihr Herz nicht mit solchen Worten zu zerreißen. Ohne ihn und seine Liebe sei ihr Leben elend. Von ihrer Mutter redete sie nicht wieder, sie schrak vor dem Gedanken, jenen Augenblick, wo er erkrankt war, wieder heraufzubeschwören, zurück wie vor einem Verbrechen.

Monate vergingen, des Freiherren Kräfte kamen langsam zurück, der Arzt konnte Hoffnung auf gänzliche Genesung geben, vorausgesetzt, daß jede Art Gemüthsbewegung fern gehalten werde.

Antonies Lächeln erheiterte wieder ihr Antlitz, ihr Schritt war wieder leicht, ihre Augen glänzten, die ganze Welt lachte ihr aufs Neue. Sogar für Carlo Calvi, der sich auch wieder eingestellt, hatte sie eine freundliche Antwort und begrüßte ihn so warm, daß seine dunklen Augen hell aufleuchteten.

Mit den zunehmenden Körperkräften Dyrenhorsts zeigte sich sehr bald eine ebenso wachsende innere Unruhe, deren Grund vergeblich von Antonie gesucht ward. Und manchmal schien ihre Gegenwart diese Aufregung zu steigern, ein Wort konnte

sie hervorrufen, und Antonie wußte niemals, wie sie den Kranken wieder beruhigen sollte.

An einem Morgen, nachdem er sich und seine Tochter außergewöhnlich viel gequält, ihre Fragen schroff abgewiesen, sie in derselben Minute geltebost und zurückgestoßen und ihr einmal versichert hatte, die Sorge für sie sei sein größtes Glück, gleich darauf, er gebe daran zu Grunde, rief er sie an sein Lager und bedauerte sie, sich zu sehen.

„Ich darf es nicht länger aufschieben“, sagte er, und sein bleiches, entsehtlich abgemagertes Gesicht, durch das häßliche wirre graue Haar seinem früheren Aussehen noch unähnlicher geworden, zeigte einen entschlossenen Zug. „Ich habe gezögert, ich hatte Erich versprochen — doch Vater Leo hat Recht, ich will Dich ja nicht bereuen, ich will Dir nur die unausbleiblichen Folgen zeigen. Antonie, wird es Dich schmerzen, wenn ich nicht mehr bei Dir bin?“

Ein jäher Schreden durchzuckte Antonie. So aufopfernd und tüchtig sie sich gezeigt, die lange Zeit der Trauer und Sorge war für ihr leichtlebigeres, heiteres Temperament ein fast unerträgliches Druck gewesen, und in ihren Schreden über diese Frage, die eine Verklammerung zu bedeuten schien, mißachte sich sofort die ihr selbst noch unklare Angst vor der Wiederholung der Last, die sie kaum abgeschüttelt hatte.

Große Thränen füllten ihre Augen, sie sank auf ihre Kniee nieder und fragte unter bitterem Weinen, seit wann er sich kränker fühlte.

„Es ist nicht das“, antwortete Dyrenhorst, und seine klaffblauen Augen sahen nach einem Wulde am Rumpfen seines Bettes, das die Krönung Maria darstellte, „ob ich jetzt oder in Jahren sterbe, Kind, es bedeutet immer dasselbe, eine ewige Trennung. Ewig, Antonie! Weißt Du, was das sagen will? Denn — Antonie, Kind meiner Sorgen, meiner Schmerzen, ewig ist unsre Trennung, wenn Du uns nicht die Gewißheit eines Wiederfindens gibst! Von Dir allein hängt es ab, Toni, Du allein kannst mir die Ruhe geben, deren ich zum Leben und Sterben bedarf.“

Antonie erhob sich verwirrt. „Was meinst Du, Papa?“

Prägend ruhte sein Blick auf der reizend entwickelten Mädchengestalt. Das war kein Kind mehr, hier stand ein erwachsenes Mädchen, ganz fähig, ihren Entschluß zu fassen, welcher Kirche sie angehören wolle. Vater Leo hatte Recht. In diesem schweren, sorgenvollen Jahre war sie zur holdesten Jungfrau erblüht. In eigenartiger, reizvoller Schönheit stand sie vor ihm, das schöne Haupt ängstlich geneigt, so daß die blonden Locken über ihre weiße Stirn fielen und die schwarzen Augen beschatteten, die fragend auf ihn blickten. Das schöne Oval des rosigen Gesichts, der volle kleine Mund, die feine graue Nase — Dyrenhorst betrachtete jeden einzelnen Zug, als sei er ihm fremd und als wünder er sich, so wenig Bekanntes in dem Antlitz seines Kindes zu finden.

„Antonie, hast Du Dich schon vor mir und meiner, der allein wahren Kirche abgewendet? Hast Du schon die Scheidewand aufgerichtet, die Dich und mich auf ewig trennt?“ Seine Frage klang ernst und feierlich, aber sein Blick hatte etwas Kaltes, das mit seiner Klage über die ewige Trennung, mit dem Schmerz, der ihn zerriss, nicht ganz übereinstimmte.

„Ich — ich habe noch nichts beschlossen“, sagte sie leise, „der Zeitpunkt ist noch nicht da, und — ich habe jetzt nicht daran gedacht.“

„Nicht daran gedacht!“ rief er aus und schob sie zurück. „Mitleidlos überläßt Du mich also der Qual der Ungewißheit, den Vorwürfen meines Gewissens. Dein Seelenheil durch ein unbedachtes Wort in Frage gestellt zu haben, wozu auch mein ewiges Heil, meine Seelenruhe abhängt. Hier wie in Jenleits muß ich büßen, falls Du mir nicht die Ruhe gibst.“ — Er rang die Hände, er warf sich hin und her, richtete sich dann auf, als wolle er knien, streckte die geklammerten Hände empor und rief laut: „Barmherziger, gnadenreicher Gott! Vergieb, o Ewiger, daß ich Deinen Willen, den Du mir Unmüthigen offenbart, nicht befolgt, sondern mich durch Schwäche und Menschenfurcht habe leiten lassen.“